Leseprobe aus:

ISBN: 978-3-499-00102-4
Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Dietmar Bittrich, Jahrgang 1958, lebt in Hamburg. Er gewann den Hamburger Satirikerpreis und den Preis des Hamburger Senats. Im Rowohlt Taschenbuch Verlag erschien von ihm u. a. der Bestseller «Alle Orte, die man knicken kann». Seit 2012 gibt er die erfolgreiche Weihnachtsanthologie mit Geschichten rund um die bucklige Verwandtschaft heraus.

Dietmar Bittrich (Hg.)

Was macht der Mann da unterm Baum?

Immer wieder Weihnachten mit der buckligen Verwandtschaft

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch
Verlag, Hamburg, November 2019
Copyright © 2019 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg
Covergestaltung zero-media.net, München
Coverabbildung Patrick Wirbeleit
Satz aus der Adriane
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978-3-499-00102-4

Julia Hackober

Auf dem Weihnachtsmarkt

Mir war kalt, obwohl ich mir bei dm extra noch Wärmeeinlagen für die Winterstiefel gekauft hatte. 6,99 Euro fand ich ganz schön teuer dafür, dass ich trotzdem noch Angst vor einer Blasenentzündung haben musste.

Wir standen im Kreis auf dem Weihnachtsmarkt herum, per Doodle-Umfrage hatten wir uns für den in der Kulturbrauerei entschieden, das war für die meisten von uns am besten zu erreichen, bis auf Elisa, die in Neukölln wohnte und nicht im Prenzlauer Berg, na ja, Pech gehabt in dem Fall. Deshalb war Elisa wohl auch zu spät dran, wir versuchten sie zu erreichen, bei WhatsApp erschien nur ein Haken, kein Empfang auf dem Weihnachtsmarkt. Miriam führte vor, wie gut sie mit ihren neuen Smartphone-Handschuhen tippen konnte. Ich kippelte von einem Fuß auf den anderen, versuchte, die Kälte zu halbieren, und dachte, dass ich langsam zu alt wurde für Unternehmungen mit Leuten, bei denen man sich nicht darauf verlassen konnte, dass sie zur verabredeten Zeit am verabredeten Ort waren. Zu Hause hätte ich *Drei Haselnüsse für Aschenbrödel* schauen können.

Wir rückten zur ersten Glühweinbude vor, die noch in Sichtweite zum Eingang am Kino war, damit Elisa uns finden konnte. «Sie wollte doch den neuen Typen mitbringen, oder?», fragte Anna, und ich zuckte mit den Schultern und dachte: Hoffentlich nicht, ich war nicht in der Stimmung, neue Menschen kennenzulernen. Hallo, und wer bist du, ach, ich tu mal so, als ob ich noch nicht alles über dich und deinen Penis im Gruppenchat erfahren hätte. Nee, echt keinen Bock.

Ich trank den schwedischen Glühwein schnell, er war sehr süß und stieg mir direkt in den Kopf. Ich spähte in die

Becher der anderen, ich wollte nicht schneller trinken als der Rest der Gruppe, wir waren erwachsen und sollten Kontrolle beim Glühweintrinken längst gelernt haben.

Dann wollten sie wissen, wo Johannes sei, und ich sagte, mein Freund sei auf Geschäftsreise. Ich hatte mir die Antwort auf dem Weg zurechtgelegt, denn ein fester Freund durfte nicht unentschuldigt fehlen in dieser Runde. Ein fester Freund hing nach ein paar Jahren fest an einem dran wie diese Kofferkleber vom Flughafen, TXL-FRA, die reisten überall mit hin.

Die Wahrheit war, dass wir uns gestritten hatten. Johannes träumte von einem Smart Home, ich fand Staubsaugerroboter unheimlich. «Ich will keinen Staubsaugerroboter», hatte ich geflüstert, als Johannes mich an diesem vierten Advent gefragt hatte, ob wir im neuen Jahr in eine gemeinsame Wohnung ziehen wollten. «Du bist so kindisch», hatte er geantwortet, «weißt du überhaupt, dass 80 Prozent der Deutschen ihren Staubsaugerrobotern innerhalb von vier Wochen einen Namen geben? Wie einem Haustier!» – «Ich mag auch keine Haustiere, das weißt du genau», hatte ich gesagt, und dass doch alles schön war, so wie es war, ein Umzug hingegen sei teuer und stressig und könnte eine große Belastung für eine Beziehung darstellen, Niklas und Inken zum Beispiel hatten sich kurz nach dem Zusammenziehen getrennt, ob er das nicht mehr wüsste? «Werd mal erwachsen», hatte Johannes gesagt und war nach Hause gefahren, in seine eigene Wohnung. Nein, zum Weihnachtsmarkt komme er nicht mit, er habe keine Lust, meinen Freunden das fröhliche Paar vorzuspielen, ja, das seien *meine* Freunde, mit jemandem wie Anna könnte er niemals ernsthaft befreundet sein.

Und so war ich allein losgezogen zur Kulturbrauerei. In der Sredzkistraße waren lauter Paare unterwegs, die alle viel verliebter wirkten, als Johannes und ich es jemals gewesen waren, so kam es mir zumindest vor in dem Moment.

Zu viel Körperkontakt in der Öffentlichkeit war mir unbehaglich.

Ich hatte wenig Lust, den anderen zu erklären, warum Johannes nicht dabei war, weil ich genau wusste, in welcher Unterhaltung das resultieren würde. «Irgendwann muss man zusammenziehen», würde Anna sagen, «du bist fast dreißig, wie lange willst du noch warten, außerdem finde ich, man kann nicht heiraten, wenn man vorher nicht zusammengewohnt hat, meine Meinung.» Ich würde erklären, dass ich vom Heiraten eh nichts hielt und dass Gwyneth Paltrow und ihr Mann auch nicht zusammenwohnten.

Nein, Johannes war heute Abend auf Geschäftsreise, damit hatte sich die Sache erledigt, und wir konnten uns wieder auf den Glühwein konzentrieren. Elisa war immer noch nicht da.

Wir diskutierten, ob wir lieber Bratwurst oder Langos oder Kartoffelpuffer oder gebrannte Mandeln essen wollten. Miriam wollte gar nichts essen, sie hatte sich am Morgen auf die Waage gestellt. Ich verstand nicht, warum wir uns zwischen herzhaft und salzig entscheiden mussten. Generell verstand ich Menschen nicht, die sich wenn, dann lediglich einen ungesunden *Snack* erlaubten. Entweder – oder! Wenn ich Johannes fragte, ob er was Süßes zu Hause hatte, holte er Salzstangen aus dem Regal. Auch ein Grund, warum wir nicht zusammenwohnen konnten.

«Trennen wir uns besser», sagte ich, «gleich mit Essen wieder hier?» Wir zogen in verschiedene Richtungen davon. Auf einer kleinen Bühne spielte eine Musikschulabordnung Weihnachtslieder vor, die Eltern standen davor und filmten mit ihren Handys. «Spielt Luca nicht toll Trompete? Ich bin so stolz», sagte eine Mutter, der Mann neben ihr, vermutlich Lucas Vater, zischte nur böse: «Das ist jetzt auf dem Video drauf! Nicht sprechen, wenn ich filme!» Vor allem spielte Luca sehr schlecht Trompete, dachte ich, als Luca aus Versehen in der Pause zwischen den Strophen von

«Ihr Kinderlein kommet» loströtete, und ich fragte mich, ob Eltern das Unvermögen des eigenen Kindes automatisch ausblendeten. Es gab ein VHS-Video von 1998, im Krippenspiel hatte ich die Rolle der Maria, an Heiligabend war ich aber erkältet und konnte nur krächzend vom schweren Weg nach Bethlehem singen. Ich hätte gern gewusst, ob meine Eltern damals in der Kirche einander auch zugeflüstert hatten, wie toll sie meine Performance fanden und wie stolz sie auf mich waren, auf dem Video war davon jedenfalls nichts zu hören.

Die Weihnachtsmarktmenge schob mich weiter. Ich umklammerte mit der rechten Hand meine Handtasche, eine großmütterliche Geste der Ängstlichkeit, die ich mir in Berlin angewöhnt hatte. In meinem ersten Jahr in dieser Stadt hatte mich auf der Straße ein Mann angesprochen, wenn ich mit offener Handtasche durch die Gegend liefe, bräuchte ich mich nicht zu wundern, wenn mal was wegkäme. Seither kontrollierte ich unterwegs ständig, ob der Reißverschluss zu war, Magnetverschlüsse und Beuteltaschen, die nur zugezogen wurden, mochte ich gar nicht, und ich war heimlich stolz darauf, dass mir noch nie was geklaut worden war.

Am Bratwurststand drückte ich Ketchup aus einem riesigen Kanister auf meine Wurst, der Bratwurstverkäufer sagte: «Schmeckt eigentlich besser mit Senf», also drückte ich noch einen winzigen Klecks Senf daneben. Er lächelte zufrieden, im Glauben, eine seiner Original Thüringer Bratwurst kulinarisch unwürdige Person belehrt zu haben. Ich verweilte für einen Moment am Bratwurststand, auf Annas angewiderten Blick konnte ich verzichten: «Du isst immer noch Fleisch? Schau dir mal diese Netflix-Doku über Massentierhaltung an, danach kannst auch du kein Fleisch mehr essen. Wusstest du, dass Schweine so intelligent sind wie dreijährige Kinder?» Das mit den Kindern hatte ich immer mal googeln wollen, für den Fall einer weiteren Fleisch-

essdiskussion, aber dann doch vergessen. Ich biss in die Wurst, der rauchige, salzige Geschmack legte sich auf meine Zunge, das Brötchen war weich und krümelte nur ein bisschen, und in dieser Sekunde war es mir egal, wo die Wurst herkam. Ich wusste, dass die Überhöhung des persönlichen Genusses dazu führen würde, dass eines Tages die Welt unterging, aber auch das war mir egal.

Gern hätte ich noch ein wenig länger allein am Wurststand gestanden, allerdings schlenderte ein Arbeitskollege vorbei, natürlich, überproportional viele Mitarbeiter des Unternehmens, in dem ich arbeitete, wohnten im Prenzlauer Berg. Es ging hier zu wie in einer baden-württembergischen Kleinstadt, man konnte nicht mal zu Edeka gehen und schnell eine Tütensuppe kaufen, ohne jemanden zu treffen, haha, wohnst du etwa auch im Kollwitzkiez, was für ein Zufall. Die Tütensuppe legte ich dann immer ganz schnell zurück ins Regal.

Auf dem Weihnachtsmarkt war man natürlich auch nicht sicher. Schon rief Gerald rüber: «Na, wieder gesund?» Ich hatte die vergangenen Tage im Büro gefehlt, obwohl meine Erkältung, zugegeben, nicht so schlimm gewesen war. Ich wollte dem Besinnlichkeitszwang entgehen, der ein paar Tage vor Weihnachten immer eintrat in der Firma, mit Supermarkt-Lebkuchen in jeder Besprechung und krampfigen Gesprächen zu den Feiertagsplänen und gleichzeitiger Geschäftigkeit, schnell noch alles wegschaffen im alten Jahr. Ich hustete ein bisschen. «Geht schon wieder, danke! Viel Spaß euch!» – «Ebenso, ebenso», sagte Gerald und blickte mich prüfend an. Gerald war nicht mein Chef, hielt sich aber dafür, weil er 25 Jahre älter war als ich, und ich war froh, dass jetzt Weihnachtsferien waren, denn sonst hätte Gerald bestimmt dafür gesorgt, dass im Büro alle von meiner Fake-Krankheit erfuhren. «Ich muss mal weiter», sagte ich, «frohe Weihnachten.»

Ich musste mich nun gegen den Strom der Weihnachtsmarktbesucher zurück zu unserem Treffpunkt kämpfen. In ein paar Tagen würde der Prenzlauer Berg leer sein, verlassen von all den längst erwachsenen Menschen, die Weihnachten «zu Hause» feierten. Zu Hause, das war für so viele immer noch der Ort, wo die Eltern lebten, wo sie in ihren viel zu groß gewordenen Einfamilienhäusern wohnten und darauf warteten, dass Kinder und Enkel über die Feiertage nach Hause kamen, dass alles für ein paar Tage wieder so wie früher wurde. Ich dachte an mein Kinderzimmer, aus dem Fenster konnte ich weit über die Hügel und Felder vor meinem Heimatort blicken, in der Ferne eine kleine Burg. Als ich klein war, malte ich diese Aussicht mit speziellen Buntstiften, die man mit ein bisschen Wasser verwischen konnte, dann sah es aus wie Aquarell. Meine Oma hob all meine Bilder in einer großen Mappe auf, alle beschriftet mit dem Schaffensalter, «J., sechs Jahre».

Ein Mann in einer braunen Multifunktionsjacke rempelte mich an, mir fiel der Rest meines Wurstbrötchens aus der Hand, er rief: «He, pass auf», ich sagte: «Oh Gott, Entschuldigung», und ärgerte mich, dass ich mich jetzt entschuldigte. Das war eben Berlin, mit Höflichkeit kam man nicht weiter. «Deine Jacke ist hässlich», zischte ich also, hob den Brötchenrest auf und suchte eine Mülltonne, fand keine und ließ das Brötchen wieder fallen. Dann halt nicht. Johannes trug auch so eine braune Multifunktionsjacke im Winter, mit herausnehmbarer Vlies-Innenjacke. «Musst du die anziehen, wenn ich dabei bin, zieh doch mal den Mantel an», sagte ich immer, und er verstand nicht, was ich gegen die Jacke hatte. «Das ist eine ganz normale Jacke», sagte er dann, langsam, als hätte ich vom normalen Leben keine Ahnung, meinen «Hipster-Modegeschmack» fände er ja auch nicht immer toll.

Miriam winkte mir vom schwedischen Glühweinstand zu. Neben ihr stand Elisa mit ihrem Date, sie tranken Glögg,

er wuschelte ihr erst durch die Haare, massierte ihr dann den Nacken und kniff ihr schließlich in den Hintern. Elisa lachte, ich fand es ein bisschen #metoo, aber vielleicht war ich in letzter Zeit auch zu viel auf Twitter unterwegs gewesen. Twitter machte einen sensibel für solche Dinge. Neulich erst hatte ich ein Foto gesehen, das eine Frau in der Bahn gemacht hatte, man sah ihre Füße in Pumps und daneben Männerturnschuhe, ein Typ hatte sich sehr nah neben sie gestellt. Der Tweet hatte 578 Retweets und 3001 Likes, und ich fragte mich, ob es der Frau nun besser ging.

Ich bestellte eine Runde Apfelpunsch mit Calvados, der aber nicht minder süß als der schwedische Glögg war. Anna sagte: «Ich geb dir das Geld später», ich gab zurück: «Ist schon okay, gib du doch die nächste Runde aus», sie sagte: «Boah, mehr kann ich echt nicht trinken.» Miriam bot uns gebrannte Mandeln an, wir nahmen uns ein paar, sie knüddelte die Tüte zu und steckte sie in ihre Jackentasche. Wahrscheinlich würde sie die restlichen Mandeln später zu Hause in Ruhe essen, noch eine Folge *Sex and the City* dabei schauen, und ich konnte das sehr gut nachvollziehen.

«Und, was gibt es denn so Neues bei euch?», fragte ich und zog das «euch» ironisch in die Länge, damit klar wurde, dass ich mir bewusst darüber war, wie bescheuert diese Frage eigentlich war. Was gibt's Neues, was soll man darauf antworten? Meistens nur: Du, alles beim Alten, ach doch, ich habe eine neue Toilette einbauen lassen. Oder so ähnlich. Als rhetorische Hilfestellung taugte die Frage nur bei wirklich großen News, Heirat, Schwangerschaft, so was. Ich hoffte, dass sich niemand in dieser Runde verheiraten wollte, ich hatte in diesem Jahr neun Hochzeiten als Gast absolviert, und es hatte mich finanziell und psychisch an den Rand des Ruins gebracht. Je häufiger man auf Hochzeiten eingeladen ist, desto häufiger wird man augenzwinkernd gefragt: «Wann seid ihr denn dran?» Wahrscheinlich nie, dachte ich.

Elisa und ihr Date dachten nicht so viel nach wie ich, sie waren verliebt, und sie erzählten von ihrem geplanten Spontanurlaub in einem Yoga-Retreat auf Bali, den sie gerade vorhin gebucht hätten, deswegen seien sie auch so spät gekommen. «Zehn Tage, das wird der Hammer», sagte Elisas Date. «SO geil», sagte Elisa. Mir fiel ein, dass Johannes und ich für den Januar einen Skiurlaub gebucht hatten, schon im Sommer, als alles noch leicht und schön zwischen uns gewesen und von Staubsaugerrobotern in gemeinsamen Wohnungen noch keine Rede gewesen war.

Anna erzählte von ihrem «Baby», auf das sie sich im neuen Jahr voll und ganz konzentrieren wollte. Das «Baby» war kein echtes Kind, sondern ihr Label für nachhaltige Yogamatten, die sie aus recycelten Plastikfasern pressen ließ. Im neuen Jahr wollte sie zudem eine Ausbildung zum Life Coach absolvieren und energetische Heilungen anbieten. «Das fühlt sich einfach richtig an», sagte sie, und ich beglückwünschte sie überschwänglich, weil ich wenigstens kurz vor Weihnachten meine Bedenkenkrämerei für mich behalten wollte.

Miriam erzählte von ihrer Planung für die Feiertage und wie stressig die Organisation sei, erst zu den Eltern ihres Freundes nach Oldenburg, dann zu ihren Eltern nach Biberach, Tom wollte das Auto nehmen, sie lieber den Zug. «Und für alle Geschenke zu besorgen, das bleibt auch wieder an mir hängen!» Aber die Familien freuten sich eben so, wenn sie kämen, und auch Miriam sah eigentlich ganz zufrieden aus.

Ich erzählte die Geschichte, wie der Pfarrer in meinem Heimatort im vergangenen Jahr, um Modernisierung bemüht, in der Christmette glutenfreie Hostien angeboten hatte. Ich hatte die Geschichte schon häufiger erzählt, in den immergleichen Worten, und beim Auswendigaufsagen verhaspelte ich mich ein bisschen. Die anderen lachten trotzdem, und dafür war ich ihnen dankbar.

Es fing an zu schneien, ich fühlte mich trotz allem sehr weihnachtlich. Wir tranken noch einen Glühwein, sogar Anna, und freuten uns, dass das Jahr fast geschafft war. Alle Sorgen lösten sich im Schein der Lichterketten auf, auch meine schlechte Laune, für einen Moment zumindest. Kalt war mir nicht mehr.

«Gehen wir noch woandershin?», fragte ich schließlich. Miriam lächelte und schüttelte den Kopf, sie musste noch packen, Anna wollte auch nach Hause, Instagram-Posts für die Feiertage vorbereiten, «das Business schläft nie», Elisa und ihr Date hatten eine lange Heimfahrt nach Neukölln. Mir wurde klar, dass wir aus dem Alter raus waren, in dem man Nächte spontan in Bars verbrachte und erst morgens betrunken und glücklich nach Hause wankte, aber es machte mir nichts aus.

Wir umarmten uns fest durch unsere dicken Winterjacken, wünschten «frohe Weihnachten» und meinten es auch so. Den Glühweinbecher nahm ich mit nach Hause. Ich stöpselte auf dem Heimweg meine Kopfhörer ein, hörte *All I want for Christmas* von Mariah Carey und atmete im Takt in meinen Schal hinein. Ich freute mich auf zu Hause, auf meine Mutter, die immer 45 Kilometer bis zum Bahnhof der nächstgrößeren Stadt fuhr, um mich abzuholen, auf meinen Vater, der am Heiligabend mit großer Geste Champagnergläser auf dem Silbertablett bereitstellte und jedem Familienmitglied in einem handgeschriebenen Brief Ratschläge fürs kommende Jahr mitgab, auf meinen Bruder, der mir vermutlich morgen eine SMS schreiben würde: «Hast du schon Geschenke für die Eltern? Kann ich mich beteiligen?» Ich schloss die Tür zu meiner Wohnung auf, in der ich zwar tun und lassen konnte, was ich wollte, dreckige Klamotten einfach erst mal auf den Boden schmeißen, zum Beispiel, die aber doch sehr leer war ohne Johannes. Ich rief ihn an, und er nahm zum Glück gleich ab: «Ich würd gern noch bei dir vorbeikommen. Es ist fast Weihnachten.»

Tobias Haberl

Schlangenschnaps mit Oma

Es kam ganz plötzlich und ohne Vorankündigung, aber ich wusste sofort, dass ihr die Sache wichtig ist, obwohl es erst Mitte September war und wir am Ufer des Starnberger Sees lagen und Erdbeeren aßen, ich erkannte es an ihrem liebevollen Blick und den leicht zitternden Lippen.

«Zehn Jahre lang haben wir Weihnachten bei deinen Eltern verbracht», sagte sie, «zehn Jahre lang waren wir im Bayerischen Wald, zehn Jahre lang habe ich so getan, als schmeckten mir Bratwürste, Sauerkraut und mittelscharfer Senf, zehn Jahre lang habe ich beschriftete Fotoalben angeschaut und ‹Ah› und ‹Oh› gerufen, aber dieses Jahr, nur dieses eine Jahr möchte ich Weihnachten bei meiner Familie verbringen.»

«Aber deine Familie feiert doch gar nicht Weihnachten», sagte ich.

«Deswegen ja.»

Damit war die Sache beschlossen.

Denn erstens duldet die Frau, die ich liebe, keine Gegenrede, wenn ihre Lippen zittern, und zweitens kamen mir zehn Jahre nur im ersten Moment übertrieben vor; als ich nachzählte, musste ich zugeben, dass sie recht hatte. Wir hatten tatsächlich zehn Jahre lang jeden Heiligen Abend bei meinen Eltern verbracht, den Kindergottesdienst in der Barockkirche besucht, bei Kerzenschein *Stille Nacht, Heilige Nacht* gesungen, uns gegenseitig Bücher von Richard David Precht geschenkt, neben dem Kaminfeuer Rotwein aus der Toskana getrunken und waren jedes Mal gegen Mitternacht in meinem Kinderzimmer mit der Dschungelbuchtapete vor allem deshalb eng umschlungen eingeschlafen, weil das Bett nur einen Meter breit ist.

Dieses Jahr also Vietnam, dieses Jahr also Saigon oder, wie es korrekt heißt: Ho-Chi-Minh-Stadt. Dieses Jahr also 34 Grad und 95 Prozent Luftfeuchtigkeit. Dieses Jahr also würden wir Weihnachten schwitzend zwischen Millionen dampfender Garküchen und hupender Roller begehen. Weihnachten in Saigon, da war ich sicher, verhielt sich zu Weihnachten im Bayerischen Wald wie ein verkaufsoffener Sonntag in München zu einem Achtsamkeitsseminar im Zen-Kloster. Wenigstens würde man am Ende nicht enttäuscht werden, weil sich die Frage, ob es endlich mal wieder weiße Weihnachten geben würde, gar nicht erst stellte.

Die Frau, die ich liebe – nennen wir sie Chau, was so viel wie «wertvolles Ding» bedeutet –, wurde vor 35 Jahren in Saigon geboren. Mit acht war sie nach Deutschland gekommen, mit sechzehn wurde sie deutsche Staatsbürgerin, mit 24 schaute sie mich auf eine Weise an, dass ich mich in sie verliebte, ein Jahr später hatte sie das Kommando übernommen. Und als unsere Maschine nach vierzehn Stunden am Nachmittag des 24. Dezember auf dem Flughafen von Saigon aufsetzte, drückte sie kurz meine Hand, lächelte mich an und sagte:

«Keine Sorge, es wird anders, aber es wird schön.»

Eine halbe Stunde später zogen wir unsere Koffer durch die Ankunftshalle, die mit roten Lampions und einem gigantischen Weihnachtsbaum geschmückt war, an dem blinkende Rentierschlitten baumelten, aus Lautsprechern hörte man Michael Bublé *Santa Claus is coming to Town* singen. Ich war irritiert. Waren wir aus Versehen in Texas gelandet?

«Tobi», sagte Chau, «es gibt nicht nur Buddhisten, es gibt auch jede Menge Katholiken in Vietnam, mehrere Millionen, meine Oma ist eine von ihnen, und dass die Amerikaner ein paar Jahre bei uns zu Besuch waren, das weißt du doch».

Wieder drückte sie meine Hand. Sie kannte ihren Freund. Sie wusste, wie überfordert ich war, wenn jahrelang eingehaltene Rituale mir nichts, dir nichts über Bord geworfen wurden. Weihnachten im Bayerischen Wald, das hatte schon eine enorme Bedeutung für mich, nicht nur wegen der Tradition und meiner Eltern und des Räuchermännchens neben dem Telefon mit der Wählscheibe, es war viel mehr, eine Auszeit von der Wirklichkeit, ohne Internet, ohne gestresste Großstadteltern, ohne Cappuccino mit Milchschaumherz für 3,80 Euro, ein Stück Glück im hintersten Winkel Deutschlands, das mich das alte Jahr versöhnt abschließen und das neue tapfer angehen ließ.

Als wir ins Freie traten, standen da Hunderte von Menschen und riefen Namen, die ich nicht verstand; ein gigantischer Chor, der seltsame Laute ausstieß, die alle gleich klangen, in der Ferne sah ich Palmen und Wolkenkratzer. Auf den ersten Metern hatte ich das Gefühl, auf die Knie sinken zu müssen, so schwül, so stickig war die Luft. Nach weiteren zehn Metern wurde ich kurzatmig, nach zwanzig war mein Hemd feucht, nach dreißig dachte ich zum ersten Mal in meinem Leben, dass mir ein Asthmaspray guttun würde. Die Hitze fühlte sich an wie eine Zwangsjacke, die sich um mich legte und mich zu erdrücken drohte, ich hatte wirklich Angst zu ersticken.

«Gott sei Dank ist es heute nicht so schwül», sagte Chau, reichte mir ein Erfrischungstuch aus ihrer Handtasche und suchte in der Menschenmenge nach bekannten Gesichtern. Selbstverständlich war in ihrem Gesicht kein einziger Schweißtropfen zu sehen, ehrlich gesagt, benutzt sie nicht mal ein Deo.

«Da sind sie ja, dahinten», rief sie und stürmte voran, ich wollte liegen bleiben, mich totstellen, aber rappelte mich auf und folgte ihr durch die Menge. Zum Glück entdeckte ich einen kleinen Stand, an dem eine winzige Frau Mangosaft in Plastikbechern verkaufte.

«Ice», sagte ich, «lots of ice», aber sie verstand mich nicht.

Ich deutete auf eine Kühlbox, in der ein paar tote Fliegen und riesige Eisbrocken schwammen. Sie zerhackte einen mit einem rostigen Messer, schubste ihn in den Becher, ich wartete ein paar Sekunden, trank hastig und hatte für ein paar Sekunden das Gefühl, den Ausflug vielleicht doch überleben zu können.

Fünf Minuten später standen wir am Taxistand: Chau, ich, ihre Eltern, drei Onkel, vier Tanten, acht Cousins und Cousinen, fünf Enkel, ein Hund und eine Schlange. Alle waren wohlauf, nur die Schlange nicht, es handelte sich um eine Kobra, die sich zusammen mit einem Liter Schnaps in einer bauchigen Flasche befand.

«Schlangenschnaps», sagte Chau, «hilft gegen alles, von Rückenschmerzen bis Traurigkeit.»

Ich fragte mich kurz, wo sich eigentlich das Gift der Schlange befand – in der Schlange, in dem Schnaps? –, verwarf den Gedanken aber schnell wieder. Das Zeug hatte sich durchgesetzt, offensichtlich hatte man eine Lösung dafür gefunden.

Ich trank vier, mit jedem Onkel einen, mit dem ältesten, der nur noch ein Auge hatte – «Eine Messerstecherei», erklärte Chau –, sogar zwei.

«Merry Christmas», sagte ich, «it's good to be here», und alle lachten mich aus, weil ich anscheinend nicht wusste, dass sie kein Deutsch verstanden. Manche deuteten mit dem Finger auf mich. Einer der Enkel nahm meine Hand und wollte, dass ich ihn huckepack nehme, die Cousinen machten Handyfotos und kicherten, keine Ahnung, ob sie mich sympathisch oder lächerlich fanden. Eine Stunde später saßen wir in drei Großraumtaxis Richtung Innenstadt, ich fühlte mich schwach, war aber auch stolz darauf, mich auf das Abenteuer eingelassen zu haben.

Wir fuhren auf gigantischen Straßen und durch winzige Gassen, vorbei an riesigen Parks, übelriechenden Kanälen und Kreuzungen, die groß wie Fußballplätze waren, alles flirrte und verschwamm ineinander, ein grelles Tableau der Geschäftigkeit und des Aufschwungs, selbstverständlich waren alle Geschäfte geöffnet, und dann sah ich den ersten Weihnachtsmann. Er stand vor einem dieser neumodischen Einkaufszentren, einen riesigen Sack in der Hand, vor ihm eine Traube schreiender Kinder, ich kurbelte das Fenster nach unten, schaute ihm hinterher und war versöhnt. Es war doch Weihnachten, sagte ich mir, die Geburt Jesu Christi, Schlangenschnaps hin oder her, das wollte ich auf keinen Fall vergessen.

Kurz fragte ich mich, was meine Eltern wohl machten, und ich kann es nicht leugnen, zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, das Richtige getan zu haben, ganz einfach deshalb, weil ich etwas anders gemacht und auch meine Eltern indirekt gezwungen hatte, Weihnachten ausnahmsweise anders zu verbringen. Wer weiß, vielleicht kochte meine Mutter diesmal keine Bratwürste mit Sauerkraut? Wer weiß, vielleicht zog mein Vater diesmal nicht drei Sekunden vor dem Essen den Fotoapparat aus der Tasche? Wer weiß, vielleicht waren wir uns an diesem Heiligen Abend näher, gerade weil wir ihn nicht gemeinsam verbrachten?

Eine halbe Stunde später kamen wir in dem Haus an, in dem Chau groß geworden war. Es handelte sich um ein mehrstöckiges Gebäude in einer engen, hektischen Gasse, im Erdgeschoss befand sich ein kleines Juweliergeschäft, das zur Straße hin offen war, in den oberen Stockwerken waren mehrere Zimmer und kleine Wohnungen, in denen die gesamte Familie lebte, fünfzig Menschen insgesamt, manche zu sechst in einem Zimmer, das sie durch Vorhänge in mehrere Parzellen unterteilt hatten.

Das Juweliergeschäft gehörte Chaus Onkel und war so etwas wie der Aufenthaltsraum. Es waren tatsächlich nie

weniger als 20 Personen in dem Raum, hier wurde gegessen und geschlafen, gestritten und sich wieder versöhnt, hier wurde die Wäsche aufgehängt, und hier saß Chaus Oma auf einer Holzbank und unterhielt sich jeden Tag stundenlang mit ihrem Spiegelbild; eine dürre, elegante Frau mit rot lackierten Fingernägeln, an deren Augen man ablesen konnte, was für eine stolze Schönheit sie einst gewesen war. Sie war 93 und hatte seit Jahren kein vernünftiges Wort mehr von sich gegeben; ein Krankenhaus kam nicht in Frage, viel zu teuer, waren ja genug Menschen da, um sie zu pflegen, zu füttern, zu wickeln.

Chau hatte mir mal erzählt, dass sie das letzte Jahr des Vietnamkriegs in der amerikanischen Botschaft verbracht hatte; ihr Mann war ein südvietnamesischer General gewesen, der zusammen mit den amerikanischen Truppen gegen die Nordvietnamesen gekämpft hatte. Nach dem Krieg hatte sie ihn jahrelang im Militärgefängnis von Hanoi besucht, immer mit dem Zug, vierzig Stunden hin, vierzig Stunden zurück, alle vier Wochen, bis er gestorben war.

«Ganz ehrlich», sagte Chau, «den letzten Ring hat mein Onkel vor zehn Jahren verkauft, aber er steht jeden Tag zehn Stunden hier und hofft auf Kundschaft, auch samstags, und weil er ja von irgendetwas leben muss, wechselt er Geld zu einem unverschämten Wechselkurs und macht bei Karaoke-Wettbewerben mit. Seine Spezialität: alles von den Backstreet Boys.»

Gegen 18 Uhr fühlte sich mein Magen flau an, ein merkwürdiges Drücken, manchmal hörte man ein leises Gurgeln. Ich versuchte, es zu ignorieren und ansonsten nicht vom Stuhl zu fallen. Das Klima, dachte ich, es muss das Klima sein. Ich hockte neben dem Ahnenaltar, einer Art kleiner Gedenkstätte mit vergilbten Fotos, Räucherstäbchen und einer Schale mit roten Drachenfrüchten. Die anderen waren indessen äußerst geschäftig: Zu Ehren des Gastes aus Deutschland stellten sie drei Plastiktische aneinander und

tischten einen Leckerbissen nach dem anderen auf. Zwei der Cousinen hängten pink blinkende Lichterketten auf und spannten eine Buchstabengirlande quer durch den Raum, *Giáng sinh vui ve* stand darauf: Frohe Weihnachten.

Ich war gerührt, weil jede Menge Buddhisten dafür sorgten, dass ich mich am Heiligen Abend wie zu Hause fühlen konnte, während die einzige Katholikin außer mir gar nicht mitbekam, dass überhaupt Weihnachten war.

Zehn Minuten später wurde mein Magengrummeln schlimmer und das Buffet eröffnet: Bier, Schlangenschnaps und Wasser aus einem Tank, dazu verschiedene Suppen mit Kräutern, Reisnudeln, Schweinefleischbrötchen, Frühlingsrollen, vietnamesische Blutwurst an Fischsauce und gekochte Entenembryos mit Sprossen und Karotten, als Nachspeise ein Schokoladenkuchen, *Bûche de Noël* genannt – «weil ja auch die Franzosen eine Weile bei uns waren», erklärte Chau.

Alle griffen kräftig zu, alle redeten auf mich ein, alle sprachen durcheinander. Anfangs versuchte Chau noch zu übersetzen, irgendwann gab sie es auf. Der Schlangenschnaps machte die Runde, nach einer Stunde hatte ich das Gefühl, dass sich mein Magen beruhigt hatte – oder war ich nur betrunken? Die ersten Lieder wurden angestimmt. Meine Gastgeber sangen vom Krieg, weil fast jedes vietnamesische Lied vom Krieg handelt, aber dann meinte Chau, ich solle ihrer Familie doch ein deutsches Weihnachtslied vorsingen, das würde sie glücklich machen, ja, sie empfänden es als Ehre, und nur Sekunden später riefen 40 Vietnamesen «Dobei! Dobei! Dobei!» und starrten mich auffordernd an. «Sie meinen Tobi! Tobi! Tobi!», erklärte Chau und lachte.

Ich hatte keine Chance. Der Druck war zu groß. Ich erhob mich, dachte kurz an zu Hause, wo meine Mutter wahrscheinlich gerade das Weihnachtsoratorium von Bach auf den Plattenteller legte, und dann geschah es: ein Krachen,

erst dachte ich, es handle sich um einen Unfall, vielleicht zwei Roller, die auf der Straße ineinandergeprallt waren, aber dann merkte ich, dass das Geräusch aus meinen Eingeweiden kam. In mir zog sich alles zusammen, es fühlte sich an, als würde sich mein Magen mit meiner Milz und vielleicht auch der Leber verknoten. Ich muss Panik in meinen Augen gehabt haben, denn augenblicklich waren alle still und sahen mich besorgt an. Mir wurde schwarz vor Augen, ein seltsamer Nebel legte sich zwischen mir und der Welt um mich herum, aber ich schüttelte den Kopf, blieb stehen und fing leise, ganz leise zu singen an:

«Stille Nacht, heilige Nacht
Alles schläft, einsam wacht
nur das traute hochheilige Paar»

Es krachte erneut; ein unglaublicher Schmerz, als stoße mir jemand einen brennenden Dolch in den Unterbauch. Ich schaute zu Chau, dann zu ihrer Oma, die immer noch vor dem Spiegel saß, auf meiner Stirn bildete sich kalter Schweiß, meine Knie zitterten:

«Holder Knabe im lockigen Haar
Schlaf in himmlischer Ruh'
Schlaf in himmlischer Ruh'»

Alles grölte und jubelte und machte Fotos. Ich setzte mich, merkte aber schnell, dass das keine gute Idee war. Es krachte erneut, irgendwas in mir sackte nach unten, in die Tiefe, wollte ins Freie. Ich schaute zu Chau, die mich entsetzt anblickte, dann warf ich mein Schamgefühl über Bord und stürzte auf die Toilette. Der Mangosaft, dachte ich noch, das Eis, die Fliegen, das Messer, aber es war zu spät, ich fiel von der Schüssel und konnte gerade noch meine Hose nach oben ziehen, bevor sich tiefe Finsternis um mich legte.

Als ich aufwachte, war alles dunkel und still, sogar der Motorenlärm hatte sich gelegt. Ich schaute auf mein Handy, es war vier Uhr morgens. Ich blinzelte, es dauerte ein

paar Sekunden, bis sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Ich setzte mich auf, entdeckte einen Eimer, ein Handtuch und eine Dose Tigerbalsam neben meiner Matratze. Ich strich über meine Brust. Sie war klebrig und roch nach Kräutern. Offensichtlich hatten sie mich damit eingerieben. Im Hintergrund sah ich die Tische, auf denen noch die Essensreste und die leeren Flaschen standen, darüber die Girlande: *Giáng sinh vui ve* – frohe Weihnachten.

Auf einmal spürte ich etwas, eine Hand strich über meinen Rücken, es war Chaus Oma. Sie lächelte mich an, mehr Wesen als Mensch, aber zärtlich und liebevoll.

«It's good», flüsterte sie kaum wahrnehmbar, «it's okay.»

Sie streichelte mich eine Weile, ihre Augen blitzten heiter. Nach einer Weile wurde ich wieder müde, dämmerte weg, und ich kann es nicht beschwören, aber mir war, als hätte ich, kurz bevor ich einschlief, ganz leise die Melodie von *Jingle Bells* vernommen. Schon möglich, dass ich mich getäuscht habe, dass es sich um einen Fiebertraum, eine Phantasie handelte, aber wenn Sie meine ehrliche Meinung hören wollen, ich glaube schon, es war genau so.

Kathrin Weßling

Barmherzigkeit

«Man kann es ja mal versuchen.» So fangen die besten und schlimmsten Ideen an. Meine gehörte zu jenen, die sowohl das eine als auch das andere in sich vereinen – wenn man sehr nett zu sich selbst sein möchte, Selfcare und so. Die Wahrheit ist natürlich, dass es eine ganz, ganz miese Idee war, mir einen Freund für Heiligabend zu tindern. Aber ich war verzweifelt. Natürlich. Und verzweifelte Menschen machen furchtbare Dinge.

Und es hätte ja auch klappen können, das mit Sebastian. Immerhin hatte ich ihn so ausgewählt, dass er alles war, was meine Eltern hassten: Er war reich, arrogant und ein Snob. In seiner Tinder-Bio stand «Ein Tag ohne Lachen ist ein verlorener Tag». Die Bilder zeigten ihn beim Surfen, beim Trainieren, beim Golf und in diversen Urlauben. Meistens stand er in der Mitte zwischen seinen Freunden, die alle so aussahen wie er – Mensch gewordene Golden Retriever mit grotesk großen Armbanduhren. Unser erster Chat ging so:

Sebastian: Hey, what's up, wie war dein Wochenende?

Katha: Hey, ganz okay, bei dir?

Sebastian: Super chillig, Sport, Bierchen am Samstag, man muss ja auch Spaß haben am Leben, he he.

Katha: Ja, Spaß ist sehr wichtig!

An dieser Stelle hasste ich ihn schon, denn meine tiefliegende Angst bestand darin, mit einem Mann zusammen zu sein, der am Samstagmorgen vor meinem Bett stehen und schreien würde: Wenn du mich wirklich liebst, dann kommst du jetzt mit joggen!!! Eine noch größere Angst hatte ich vor einem Mann, der mir nach dem zweiten Glas Wein die Hand auf den Unterarm legen und sagen würde: Schatz, mach mal langsam.

Natürlich wäre es besser gewesen, wenn ich mehr Sport gemacht hätte, und natürlich benahm ich mich wie die Alkoholikerin, die ich tief in meiner Leber auch war, aber ich wollte, wie alle normalen Menschen, auf keinen Fall darauf hingewiesen werden, dass mein Verhalten bedenklich bis unangenehm war und dass ich ein *Problem* hatte.

Ich war eine durchschnittliche 34-jährige Frau aus der Großstadt: Ich verbrachte meine Abende mit Netflix und Selbstmitleid, inszenierte mein Leben bei Instagram aber so, dass es aussah, als würde ich quasi ununterbrochen geil erfolgreich sein, geil gesund essen und geile Urlaube machen. In Wahrheit betrank ich mich mindestens dreimal die Woche, hatte seit acht Monaten und dreizehn Tagen keinen Sex gehabt und hasste meinen langweiligen Job so sehr, dass ich den Zenit für Wut längst überschritten hatte und nur noch so tat, als wäre meine vermeintliche Gelassenheit keine reine Arbeitsverweigerung. Ich weiß nicht, ob man sagen kann, dass ich aufgegeben hatte, aber zumindest konnte wirklich nicht die Rede davon sein, dass ich in absehbarer Zukunft einen Mann kennenlernen würde, außer ich könnte mich doch noch in den Lieferando-Boten verlieben.

Den Sommer hatte ich damit verbracht, Selbsthilfebücher zum Thema «Selbstliebe» zu lesen und Meditation zu lernen, aber dann entdeckte ich aus Versehen, dass eine Flasche von diesem einen Rotwein mich ebenso beruhigte wie zwei Stunden Meditation und ich mich außerdem auch erst am nächsten Morgen wieder hasste. Also soff ich mich durch den Sommer und durch den Herbst, und dann kam, was kommen musste: die Frage im Familien-WhatsApp-Chat danach, wer wen an Weihnachten mitbringen würde.

In meiner scheiß Hippiefamilie war es Konsens, dass jede Person mindestens eine andere Person an Heiligabend einladen würde, sodass wir eine bunte Mischung ergeben

würden. So stellten sich das jedenfalls meine Eltern vor, die an Heiligabend «der Welt einfach auch mal was Gutes zurückgeben» wollten. Und dieses «Gute» bestand in der Aufnahme zahlreicher Fremder, die wir, ihre fünf Kinder, auftreiben mussten. Das hatte in den letzten Jahren zu einem Brand geführt, zu einer heimlichen Orgie, von der ich erst Jahre später erfuhr, und zu zahlreichen Auseinandersetzungen und Krisen.

Eigentlich hatten wir uns alle immer Mühe gegeben, jemanden mitzubringen, mit dem es ein schöner Abend sein könnte. Aber irgendwann hatte Ulli eine Frau angeschleppt, die Psychotherapeutin war und uns alle unablässig ausfragte und analysierte, und als es schließlich zu einer Familienaufstellung kam, deren Teilnahme ich verweigerte, hatte mir mein Bruder Ulli leise ins Ohr geflüstert: «Und nächstes Jahr bringe ich einen Metzger mit.» Ich war Veganerin, und er wusste, wie sehr ich Fleisch hasste, und ich wusste, dass er Krieg wollte, und so begannen wir, in den letzten Jahren immer schlimmere Menschen mitzubringen, von denen wir sicher annahmen, dass der andere und im besten Fall unsere Eltern sie verachten würden.

Mein Part war etwas komplizierter, weil Ulli meinen Eltern zwar recht ähnlich war (er arbeitete als Heilpraktiker und Yogalehrer), allerdings nicht so völlig kranke Ideen hatte wie sie. Er glaubte an Homöopathie, nicht jedoch an Engel wie meine Mutter. Er lehnte die Schulmedizin nicht gänzlich ab und besaß einen Internetanschluss und einen Fernseher – beides Dinge, die meine Eltern für Gift hielten. Mein alter Schulfreund Bernd, der Soldat war und den ich 2014 mitgebracht hatte, hatte sich im Verlauf des Heiligabends leider als Esoteriker herausgestellt, der an Engel glaubte und daran, dass alles einen tieferen Sinn hatte. Damit war das Thema Bundeswehr schnell vom Tisch gewesen, und meine Hippie-Eltern und er hatten sich blendend drei Stunden lang über das Universum unterhalten

und dass wir alle eine Aufgabe im Leben hatten (Bernds Aufgabe war eben, auf Leute zu schießen, aber na ja). Ulli hatte hämisch grinsend danebengesessen und immer sehr laut gesagt: «Ja, ja, Katha, da hat dein Freund recht!»

Dieses Jahr musste es besser werden. Dieses Jahr musste ich vorbereitet sein. Und der Plan war: einen reichen, konservativen CDU-Wähler zu nehmen, der sie alle um den Verstand bringen würde. Und Sebastian war perfekt.

Wir trafen uns Mitte Dezember in einer Weinbar. Ich war bei der Maniküre gewesen, beim Waxing und bei der Kosmetikerin und hatte mein letztes Geld in ein Designer-Kleid gesteckt, in dem ich furchtbar fror und über dem all meine normale Kleidung billig und wertlos aussah, sodass ich mir von einer Freundin einen sehr teuren Mantel leihen musste. Und ihre Perlenohrringe.

Ich hatte nur diesen einen Versuch. Denn trotz meines extra dafür manipulierten Tinder-Profils (ich beim Surfen, ich im Urlaub, ich ganz süß und unschuldig, Bio: *Lieben, Reisen, Lachen, Leben einfach!*) war mein Erfolg bei Typen wie Sebastian mittelmäßig geblieben. Ich gab mir große Mühe, möglichst dumme Sachen zu schreiben, die ich alle insgeheim verachtete. Aber ich war nicht gut genug darin und übertrieb immer mal wieder («Einfach peinlich, wenn man nicht die FAZ liest, oder?»), und außerdem fiel mir oft nicht ein, was ich aus meinem Leben erzählen sollte. Also erfand ich ständig Dinge, vergaß, was ich schon gesagt hatte, widersprach mir selbst, blamierte mich.

Sebastian hatte das Date zweimal verschoben, aber dann war es endlich so weit: Wir saßen uns gegenüber.

Die Weinbar war eigentlich ein französisches Restaurant und die Karte ein Albtraum für Veganer, aber davon hatte ich ihm nichts gesagt. In Sebastians Welt war ich Nichtraucherin, trank nur sehr selten mal etwas, liebte Sport, Reisen, lustige TV-Shows und romantische Filme. Ich war bodenständig, konservativ und hatte angeblich weder einen

Instagram- noch einen Facebook-Account. Bei beiden hatte ich noch schnell den Namen geändert und sie auf privat gestellt. Ich war für ihn ein unbeschriebenes Blatt. Rein, spießig und sehr, sehr brav.

Sebastian trug ein blaues Jackett, ein weißes Hemd, dessen obere zwei Knöpfe offen waren, eine blaue Anzughose und Sneaker. Er hatte seine blonden, lockigen Haare nicht so streng zurückgegelt wie auf den Bildern und sich einen kaum sichtbaren Dreitagebart wachsen lassen. Er sah tatsächlich leider sehr, sehr gut aus. Er hatte eine dunkle, sanfte Stimme. Seine Zähne waren so gepflegt wie seine Hände. Er war charmant, sagte hin und wieder schlaue Sachen und brachte mich sogar zweimal zum Lachen. Wir tranken eine Flasche Rotwein und eine Flasche Weißwein, und ich stimmte ihm in allem zu, damit er das Gefühl bekam, dass ich ihn wirklich toll fand. Reichensteuer? Nein, das ging natürlich gar nicht. Nationalstolz aber schon, deshalb war man ja nicht gleich ein Nazi. Und Klimawandel konnte man auch differenzierter sehen, oder?

Fast machte es Spaß, diese Katha zu mimen, die in einer Welt lebte, die mir völlig fremd war. Ich musste ein paarmal auf die Toilette verschwinden, um sehr ernste Gespräche mit mir selber zu führen, darüber, was ich wirklich von Sebastian wollte. Nein, Katha, sagte ich, Sebastian ist kein sympathischer, netter Kerl mit etwas biederen Ansichten. Er ist der Feind. Er ist nur dazu da, deine Eltern und Ulli zu provozieren. Dann ging ich zurück an den Tisch, nickte viel, trank noch mehr, und am Ende des Abends fand ich mich in Sebastians Apartment wieder, das unweit der Weinbar lag, und wir hatten langweiligen, betrunkenen Sex, und ich musste mich am Morgen auf seinem schicken Klo übergeben, um danach in meine versiffte, chaotische Altbauwohnung zu flüchten, in der ich den ganzen Tag die Decke anstarrte und mich fragte, was eigentlich aus mir geworden war.

Fast war ich so weit, meinen Plan aufzugeben und einfach meine Freundin Lena mitzunehmen, die ein Garant für Eskalation und Exzess war und zudem dealte, als mein Telefon vibrierte und Ulli ein Bild in den Familien-Chat schickte. Das Bild war ein Selfie von sich und einer hübschen jungen Frau, darunter stand: *Verena und ich freuen uns schon! See you @ heiligabend!*

Das war also sein Einsatz: Verena. Ich war beeindruckt. Mein Bruder war schlau. Verena sah so unschuldig aus, so niedlich und freundlich, dass ich sofort ahnte, dass sie etwas Schlimmes zu verbergen hatte. Er hatte seine Waffe gewählt. Und ich zog mir schnell die Jogginghose aus und schoss ein Bild von mir in Unterwäsche. Gerade als ich das mit einer lasziven Nachricht an Sebastian schicken wollte, besann ich mich. Dass wir so früh Sex gehabt hatten, war schon schlimm genug. Ich musste jetzt eher Reue zeigen, statt mich als sexy Vamp zu verkaufen. Also schrieb ich ihm eine Nachricht: «Du, wir müssen reden. Hättest du heute Abend spontan Zeit?» Sebastian antwortete sofort: «Klar! Bei mir um zwanzig Uhr?» Gerade wollte ich «ja» tippen, schrieb dann aber schnell: «Können wir uns auch in einem Restaurant treffen?»

Um zwanzig Uhr saß ich zurechtgemacht und mit einem sehr ernsten Gesicht vor Sebastian und sagte: «Sebastian, das mit gestern tut mir echt leid.» Er war überrascht: «Was denn?»

«Das mit dem Sex. Ich suche wirklich was Ernstes. Mir geht das zu schnell. Können wir noch mal von vorne anfangen?»

Sebastian lachte erleichtert auf: «Das finde ich super, dass du das so sagst, Katha. Ich sehe das genauso.»

Wir aßen zu Abend, danach folgte ein scheuer Kuss vor dem vietnamesischen Restaurant, und ich musste mich fast übergeben, als ich die Ente schmeckte, die er gegessen hatte.

Dann kam mein großer Auftritt. Ich wendete traurig meinen Kopf ab und seufzte. Er fragte, was los sei. Ich sagte: «Ach, das möchte ich nicht so gerne sagen.» Er sagte, ich könne ihm alles anvertrauen. Ich zierte mich. Er ließ nicht locker. Ich begann ein bisschen zu weinen und sagte: «Es ist so peinlich, echt. Ich sollte das nicht sagen.» Er streichelte mir über die Wange. «Du kannst mir alles sagen, Katha.» Dann begann ich richtig zu weinen und stieß hervor: «Es ist nur, weil bald Weihnachten ist, und meine Eltern sind so anders als ich und akzeptieren einfach meine politische Einstellung nicht. Sie sind Hippies, und ich bin halt ganz anders. Und ich hab so Angst davor, wieder mit ihnen den Abend zu verbringen, und alle machen sich über mich lustig. Das macht mich total fertig. Bei dir habe ich zum ersten Mal das Gefühl, dass mich jemand wirklich versteht. Ich wünschte, du könntest dabei sein.»

Er sagte «Uff» und «Ach, Katha» und dann «Das tut mir so leid» und dann «Du musst da nicht alleine durch, ich komme mit». Ich weinte in seine Schulter und sagte «Das musst du nicht» und dann noch «Würdest du das wirklich für mich tun?», und dann nahm ich sein Gesicht in meine Hände und küsste ihn dankbar, und mein Herz schlug schnell dabei, aber das lag bestimmt nur daran, dass ich es nicht gewohnt war zu lügen und dass die Angst, er könnte nein sagen, mich ganz verrückt gemacht hatte.

Drei Wochen später saßen Sebastian und ich Händchen haltend im Wohnzimmer meiner Eltern auf Sitzkissen und hörten dem Lied zu, das meine Eltern (Papa: Gitarre, Mama: Gesang) für die Gäste performten. Unser Heiligabend lief für gewöhnlich so ab, dass es dieses kleine Minikonzert gab, und danach wurde getrunken und gegessen. Geschenke gab es nicht, weil das meinen Eltern zu kapitalistisch war. Das Essen bestand wie jedes Jahr aus einem Motto-Buffet, dieses Jahr gab es Indisch. Als meine Mutter erwähnte, dass das extra für mich als Veganerin so geplant worden

war, verzog ich das Gesicht und sagte laut: «Das war nur eine Phase. Wir Menschen sind dazu gemacht, andere Lebewesen zu essen. Das liegt in unserer Natur!»

Meine Mutter lachte nervös, und ich drückte Sebastians Hand. Ulli hatte angekündigt, erst nach dem Konzert zu kommen, und ich wartete nervös auf sein Erscheinen. Sein Gesicht, wenn er Sebastian sehen würde, erhoffte ich mir ähnlich zu dem meiner Eltern, als sie Sebastian in Anzug und Krawatte gesehen hatten. Ich hatte ihm gesagt, dass ich mir wünschte, dass er sich besonders schick machen würde, damit meine Eltern sahen, dass wir zusammengehörten.

Und er sah phantastisch aus. Sein grauer Anzug saß perfekt, sein weißes Hemd und die schmale schwarze Krawatte wirkten edel und teuer, und das weiße Einstecktuch rundete sein Outfit ebenso ab wie seine braunen Lederschuhe. Er hatte sich einen kleinen Bart wachsen lassen und seine Haare zurückgegelt. Er roch nach einem teuren, schweren Aftershave, das ich sehr an ihm mochte. Und er drückte unentwegt meine Hand und sagte Dinge wie «Wir gegen den Rest».

Ullis Blick war eine Enttäuschung. Er lächelte freundlich, als er Sebastian die Hand gab, und umarmte mich herzlich. Aber mich konnte er so nicht täuschen. Ich wusste, dass er etwas im Schilde führte. Dann stellte er uns Verena vor. «Das ist meine Freundin Verena. Sie ist Physiotherapeutin, und wir sind seit fünf Monaten zusammen.»

Wir gaben Verena die Hand, und ich betonte, wie sehr wir uns freuen würden, sie kennenzulernen. Ulli strahlte und Verena auch. Diese Schlangen.

Das Fest war in vollem Gang, meine Geschwister hatten Freunde eingeladen, und diverse Verwandte waren spontan dazugekommen. Meine Eltern standen vor dem Buffet und küssten sich glücklich, und ich fragte mich, was hier eigentlich los war. Es gab keinen Nazi-Opa, keinen Soldaten,

es gab keine Domina oder einen Irren, es gab nur Leute, die sich miteinander unterhielten, und aus den Lautsprechern im Wohnzimmer kam fröhliche Musik. So ging das nicht weiter.

Ich sagte zu Ulli: «Der Sebastian ist übrigens Unternehmensberater. Ist das nicht spannend?» Mein Bruder presste die Lippen zusammen und sagte dann: «Ah. Ja. Und welche Unternehmen berätst du so?»

«Hauptsächlich Landwirtschaft.»

«Oh, spannend!», sagte Verena, und ich nickte. «Ja, Fleischproduktion international. Wichtiges Thema!» Ulli sah mich fragend an. «Bist du nicht Veganerin?» Ich schüttelte den Kopf. «Nein, das bin ich schon ewig nicht mehr. Tiere sind Produkte wie alle anderen auch. Und Sebastian hilft den Firmen, ihren Ertrag zu steigern. Das ist eben Kapitalismus.»

Sebastian sah mich liebevoll an. Ulli hustete kurz, fing sich dann und fragte: «Wie habt ihr euch eigentlich kennengelernt?» Ich drückte zärtlich Sebastians Hand. «Bei Tinder», sagte ich. Verena rief: «Ach, wie lustig, daher kennen Ulli und ich uns auch!» Alle lachten, ich besonders laut und hysterisch, ja, wie lustig, wie schön, dass sich hier alle so gut verstehen.

«Ja, heutzutage ist es ja echt schwer für uns Frauen. Die Männer wissen ja gar nicht mehr, wie sie sich verhalten sollen, ohne dass wir uns angegriffen fühlen. Da ist es doch einfacher, den ersten Schritt bei Tinder zu machen, oder?», fragte Verena und zwinkerte mir verschwörerisch zu. «Wer muss den ersten Schritt machen?»

Mein Vater tauchte plötzlich hinter Verena auf, umarmte sie und sah uns dann glücklich und ein bisschen besoffen an. «Der Mann natürlich!», sagte Verena und lachte.

«Das sehe ich ehrlich gesagt nicht so. Gleichberechtigung ist wichtig. Auch in der Liebe», sagte Sebastian neben mir, und ich erstarrte.

«Bist du Feminist, oder was?», fragte Ulli lachend, und Sebastian nickte. «Schon. Marktwirtschaftlich hätte es keinen Nachteil, wenn in den Führungsebenen genauso viele Frauen wie Männer säßen.»

Ulli lachte: «Na ja, so was muss man ja nicht mit so einem Quatsch wie einer Quote regeln. Alle Menschen sind gleich. Aber die Natur macht eben auch Unterschiede, allein so rein biologisch schon.» Verena pflichtete ihm bei. Mein Vater klopfte Ulli auf die Schulter und sagte: «Sehe ich so wie mein Sohn. Dieser Feminismus ist doch einfach reine Gleichmacherei. Frauen sind so stark. Die brauchen keine Quote. Sie sind ja keine Opfer, sondern Göttinnen.»

Sebastian schüttelte den Kopf, sagte aber nur: «Na ja, man kann ja verschiedene Meinungen dazu haben. Mir ist eigentlich hauptsächlich wichtig, dass es Katha gut geht. Sie ist eben meine Göttin.»

Ulli nickte. Ich wartete auf einen gemeinen Spruch, auf eine Erwiderung, auf irgendwas. Aber es kam nichts. Er lächelte einfach nur und sah mich liebevoll an. Mir reichte es. Ich ließ Sebastians Hand los und entschuldigte mich wütend auf die Toilette im ersten Stock, die für «Familienmitglieder». Gerade als ich sie verließ, hörte ich meinen Namen. Ulli kam die Treppe herauf.

«Was willst du?», fragte ich.

«Ich wollte dir nur mal kurz sagen, wie sehr ich mich freue, dass es dir so gut geht, Katha.»

Ich starrte ihn wütend an. Er hatte die oberste Stufe erreicht und versperrte mir den Weg und die Sicht nach unten. «Willst du mich verarschen?», fragte ich.

Ulli schüttelte den Kopf. «Nein, warum?»

«Weil du Sebastian nicht leiden kannst. Weil wir diesen Kampf haben, wer die schlimmere Person mitbringt, und du kannst mir nicht erzählen, dass du so einen Schnösel wie Sebastian gut findest.»

Ulli verzog das Gesicht. «Wow, Katha, wirklich», sagte er traurig und dann: «Keine Ahnung, was in deinem Kopf vor sich geht und was du mit diesem angeblichen Krieg meinst, aber ich freue mich einfach nur für dich. Sebastian scheint dich wirklich zu lieben.»

«Ich ihn aber nicht! Ich habe ihn ausgesucht, weil du ihn hasst und Mama und Papa auch. Ich meine, guck ihn dir an, der Anzug, sein Job. Als würdest du es gut finden, wenn so einer dein Schwager würde. Du kannst nur nicht verlieren. Ich hab gewonnen, Ulli, ich habe dieses Jahr gewonnen.»

Ulli grinste, dann wurde er sehr ernst und fragte: «Was stimmt eigentlich nicht mit dir?»

Er wendete sich um, und … hinter ihm, am Fuß der Treppe, stand Sebastian.

Sebastian sah mich an, und ich drängte mich an Ulli vorbei und lief die Treppe hinunter zu ihm. Ich ergriff seine Hand, die kalt und nass war, und sagte: «Ich hab das nur so gesagt, ich … also …»

Sebastian sah mich an.

Dann sagte er: «Schade. Ich hätte es bemerken können, aber wahrscheinlich wollte ich nicht, weil ich so verliebt in dich war. Lass bitte meine Hand los, ich möchte gehen.»

Ich griff nach seiner anderen Hand, aber er entzog sich, ging in Richtung Wohnzimmer, und ich lief ihm hinterher. «Bitte nicht», bettelte ich, «es tut mir leid, es war nicht so gemeint!», aber er nahm unbeirrt seine Jacke, seinen Schal, gab meinem verdutzten Vater die Hand, entschuldigte sich, es gebe einen Notfall, verabschiedete sich von meiner Mutter, rief «Tschüs und danke für das schöne Fest!» in die Runde, während ich verzweifelt versuchte, ihn flüsternd zu überreden, mir zuzuhören.

Er ging zurück in den Flur, nahm seine Tasche, winkte Ulli zu, der noch immer auf der Treppe stand, dann verschwand er durch die Haustür. Ulli ging langsam die Trep-

pe hinunter und zurück ins Wohnzimmer zu den anderen, die Party war schließlich gerade erst losgegangen.

[…]